

A

m Sofa hochziehen. Unter der Rutsche auf dem Spielplatz einen kleinen Freund kennenlernen. Knete kneten. Alles, was Kinder selber tun, bringt sie weiter; lässt sie motorisch, geistig, emotional reifen. Aber sie gehen dabei immer auch ein Risiko ein. Denn ja, natürlich, wer etwas macht, kann scheitern.

Die zweijährige Pauline liebt es, in der Küche zu helfen, hingebungsvoll wäscht sie den Salat. Übersieht dabei die winzige Schnecke auf einem Blatt. Dass der ältere Bruder angeekelt „Iiggitt“ schreit und den Pauline-Salat ablehnt, trifft sie sehr. Aber da muss sie durch. Denn was wäre die Alternative? Nie mehr im Salatwasser planschen? Immer alles richtig machen?

Frust gehört zum Leben. Ihn aushalten, nicht aufgeben, neu starten – das sind Fähigkeiten, die jeder braucht, der selbstbestimmt leben möchte. Dafür müssen Kinder Frustrationstoleranz lernen, so nennen Entwicklungsforscher die Fähigkeit, sich nach Niederlagen zu schütteln und weiterzumachen. Eigentlich wissen wir das ja. Trotzdem haben wir manchmal (zu oft?) Probleme damit, Pauline und den anderen beim Scheitern zuzusehen – stattdessen mischen wir uns ein.

Das hat durchaus auch egoistische Gründe. Einer ist, dass es sich so wunderbar anfühlt, kleine Kinder zu haben. Als verliebte Mutter, als begeisterter Vater möchte man doch überhaupt nicht, dass die Stüßen minütlich größer werden und man selber irgendwann überflüssig. Also bequatschen wir die Mama der leicht zickigen Leonie so lange, bis Leonie trotz Streit im Kita-Sandkasten am Nachmittag zum Playdate anrückt. Wir übernehmen Aufgaben, die unsere (angeblich) Kleinen sehr gut selber erledigen könnten: sich versöhnen, den Puppenwagen vom Spielplatz nach Hause schieben, Oma anrufen und danke sagen fürs Geschenk. Kinder nehmen das gerne an, auch weil es bequem ist.

Aber wenn wir uns jetzt einmal kurz an unsere Kindheit erinnern, was fällt uns da ein? Dass Mama für uns Playdates ausmachte, das Bett regelmäßig aufschüttelte, unser Dreirad vom Supermarkt nach Hause trug?

Oder doch eher solche Sachen: Wie die große Schwester einmal beim (eigentlich verbotenen Ausflug) auf die Äcker hinterm Haus in einer tiefen Matschpfütze stecken blieb; wie die eigenen Gummistiefel dann beim missglückten Rettungsversuch samt Socken im Morast zurückblieben und man barfuß (im Februar!) Hilfe holte. Oder wie Mama nachgab, als ihre Vierjährige den Kuchen unbedingt selber aus dem Ofen holen wollte. Und wie sie nachher liebevoll Brandsalbe auftrug. Und erst die tolle Aktion mit der Leiter am Apfelbaum:



Die Söhne von **SABINE MAUS** gingen gern und oft Wagnisse ein. Mama mischte sich ein. Falls sie den Blödsinn früh genug mitbekam

Text
SABINE MAUS

Illustration
TINI MALITIUS

Opa fiel in Schockstarre, als er die Enkelin mit einer Hand am Ast hängen sah – und die reifen Äpfel waren in den nächsten Sommern seltsamerweise immer schon geerntet, wenn wir zu Besuch kamen.

Da sind wir beim zweiten Ego-Grund fürs Hätscheln: Es macht den Alltag weniger nervenaufreibend und auch oft bequemer. Die Spinatspaghetti gelangen garantiert unfallfrei in den Mund, wenn Papa sie klein geschnitten hineinschiebt. Legen wir Pauline die Tomatenscheiben auf ihr Brot, fallen sie beim Versuch, das mit zweijährigen Fingern selber zu erledigen, nicht herunter. Und Pauline muss nicht empört brüllen. Das Geschrei haben wir nämlich auch nicht so gern und stoppen es, wo wir können.

„Ist doch nicht so tragisch“, beruhigen wir, wenn das kleine Knie die Sofaecke rammt. Wir sagen das so dahin, ohne groß nachzudenken. Wir meinen eigentlich: Hör auf mit deinem Geheule, es nervt. Was unser Kind versteht, ist aber das: Was du fühlst, ist nicht in Ordnung, du behältst es besser für dich. Dabei denken wir ja nicht wirklich, dass es wunderbar ist, sich das Knie zu stoßen. Uns geht nur auf den Wecker, wie unser Kind seine Gefühle äußert. Dass es sich hineinsteigert in seine Wut darüber, nicht erfolgreich geradeaus gegangen zu sein.

Eitern setzen oft eine Gefühlsgrenze, wo sie eigentlich eine Verhaltensgrenze setzen wollen“, sagt Monika Wertfein, Diplom-Psychologin am Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP) in München. Gefühle anerkennen, auf sie angemessen reagieren ist in jedem Kinderalter wichtig. Bei einem Baby geht das ganz leicht. Ist es ängstlich, unruhig, verunsichert, wird es geknuddelt. Ist es hungrig, wird es gefüttert. Friert es, wird es in eine Decke gepackt.

Von älteren Kindern erwarten wir in dieser Beziehung manchmal zu viel. Und sind dabei auch noch ziemlich inkonsequent. Einerseits versuchen wir, sie vor Misserfolgen zu bewahren. Wenn dann aber doch etwas schiefgeht, sollen sie allein zurechtkommen mit verwirrenden Emotionen wie Enttäuschung, Frust, Scham. Das müssen sie aber erst üben, Schritt für Schritt, Niederlage für Niederlage. Wir unterstützen sie dabei, wenn wir ihren Ärger zulassen und nicht kleinreden. Gefühle werden auch gemanagt, indem man über sie spricht. Das Kind weint, weil es frustriert ist über den verunglückten Bauklotzturm. Ach, wie blöd, können wir sagen, einstürzende Neubauten sind ein echtes Ärgernis. Und einen Ausweg zeigen: Versuche mal, mit den großen Steinen anzufangen, vielleicht klappt das ja besser.

Aber bloß nicht selber stapeln! Das schöne Erfolgserlebnis gehört dem kleinen, geduldigen Baumeister alleine. Endlich geschafft. Es gibt nichts Besseres. ●